



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Vor vierzig Jahren : Erinnerungen : 2. Vom westlichen
nach dem östlichen Kriegschauplatz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu entfesseln. Den Siedepunkt aber erreichte Alladjin von der Arbeitsgruppe am 22. Juni, als er im Namen seiner Freunde erklärte, kein Minister würde mehr im Hause zu Wort kommen, und er weise jede Verantwortung für die Sicherheit der Person der Minister im Hause von sich, wenn noch ein einzigesmal ein Abgeordneter von der Polizei mißhandelt werden sollte! Namens der Rechten protestierte hiergegen Graf Heyden sehr energisch und für sich persönlich der Kadett Rabokow. Der Dumapäsident Muromtsov fand keinen Grund einzugreifen. Im Hinblick auf die Stellung der Linken zum politischen Mord wirft dieser Vorgang ein trauriges Licht auf das sittliche Niveau, bei dem die Duma schon nach wenig Wochen angekommen war! Allerdings haben gewisse Regierungsvertreter durch ein unqualifizierbares Verhalten im Sitzungssaale solcher Demoralisierung Vorschub geleistet.

St. Petersburg, den 15. Oktober 1906



Vor vierzig Jahren

Erinnerungen von Otto Kaemmel

2. Vom westlichen nach dem östlichen Kriegsschauplatz



in klarer Sunitag lag über der anmutigen Landschaft, die sich südlich von Göttingen nach der hessischen Grenze ausdehnt. An allen Stationen standen hannöversche Soldaten, in Münden erwarteten dichte Menschenmassen unsern Zug, offenbar in der Erwartung, daß er neue Nachrichten bringe. Als er in Kassel einfuhr, stand oben an der Böschung, die den Zugang zu dem sehr stattlichen Bahnhose beherrschte, ein Zug Jäger, und der ganze Bahnhof war von Militär überfüllt in einer der preußischen gleichenden Uniform. Waren die Preußen wirklich schon in Kassel? Aber wozu dann die Geschütze und Munitionswagen, die aufgefahren waren, wozu die sichtliche Unruhe und Hast, die alles erfüllte? Dazu die Antwort des Bahnhofsinpektors, der offenbar nicht wußte, wo ihm der Kopf stand, auf meine Frage, wann ein Zug nach Eisenach abgehe, erst müsse er die Militärzüge wegbringen, morgen werde wohl ein Zug dorthin abfahren. Was war das? Der Dienstoffmann, der mich nach einem nahen Hotel begleitete, gab mir den peinlichen Aufschluß: der Kurfürst habe das preußische Ultimatum abgelehnt und sei noch auf Wilhelmshöhe, die Truppen seien im Rückzuge auf Hanau, die Schienen seien bei Bebra auf der Strecke nach Eisenach aufgerissen. Also war ich abgesehnt und hatte un- freiwillige Muße, das Schauspiel der Räumung Kassels zu betrachten. Un- unterbrochen kamen Geschütze und Wagen an, aber schlagfertig waren diese Truppen (etwa 4000 Mann) offenbar nicht. Die Geschütze, zum Teil gezogene,

waren mit requirierten Pferden bespannt, die schwerfälligen Munitions- und Ambulanzwagen schienen noch aus der Napoleonischen Zeit zu stammen. In Verzweiflung lief ein unglücklicher Viehhändler, der einen Transport von einigen hundert schönen weißen großhörnigen ungarischen Ochsen nach Bremen bringen sollte, klagend und fluchend von Pontius zu Pilatus, denn man hatte ihm seine Wagen einfach weggenommen und gab ihm keine andern, und doch verloren nach seiner Versicherung, kaum verpflegt und im Regen unter freiem Himmel lagernd, die armen Tiere täglich etwa dreißig Pfund an Gewicht. Das war der Krieg! Am Tage darauf, dem Sonntag, wurde unter dem unaufhörlich strömenden Regen die Räumung Kassels fortgesetzt. Auf und vor dem Bahnhof sahen dichte Gruppen kopfschüttelnd und räsonierend dem Rückzuge ihrer Truppen zu. Keine Stimme, die irgendwelche Sympathie für den längst unpopulären, tyrannischen Kurfürsten geäußert hätte, im Gegenteil, man wünschte die Preußen herbei, die man im Anmarsch wußte, und der Landtag hatte die Kosten für die angeordnete Mobilisierung der Truppen rundweg abgelehnt.

Mich drängten allerdings nähere Sorgen als die um die Zukunft Kurhessens. Da die Verbindung mit Eisenach unterbrochen war, so blieb mir nichts andres übrig, als wieder rückwärts über Göttingen die Fahrt nach Magdeburg zu versuchen, freilich auf die Gefahr hin, auch hier zwischen aufgerissene Schienenstränge zu geraten. Wirklich erklärte der Bahnhofsinспекtor, um Mittag solle ein Zug dahin abgehen, wenn nicht Gegenbefehl komme. In peinlicher Erwartung bestiegen zahlreiche Reisende den bereitstehenden Zug. Da lief ein anderer von Norden ein, die Verbindung war also noch offen, aber als die Passagiere ausstiegen, da schien es, als ob sich eine dumpfe Betäubung im Publikum verbreite, und auf meine Frage an den Schaffner, ob neue Nachrichten eingetroffen seien, antwortete der Mann kurz: „Die Preußen sind in Hannover.“ Das war nur um wenig Stunden verfrüht — Vogel von Falckenstein rückte erst um sechs Uhr ein —, aber es machte einen tiefen und erschütternden Eindruck. Dort war also schon alles vorüber. Dazu erzählte ein Reisender, der am vorigen Tage von Frankfurt gekommen war, er habe schon in Gießen um den Bahnhof preußische Bataillone lagern sehen, und die Straße von dort nach Marburg sei mit marschierenden Kolonnen bedeckt gewesen. Es war die Division Beyer, die zwei Tage später, am 19. Juni, in Kassel einzog. Um die ungerüstete hannoversche Armee bei Göttingen zog sich die Schlinge also schon zusammen. Offenbar stand sie noch immer unbeweglich. Auf allen Stationen sah man Truppen, in Göttingen, wo wir einen langen Aufenthalt hatten, war eben ein endloser Zug mit Geschützen und Wagen angekommen, Massen von Traintwagen waren aufgefahren, und man erzählte, auch die Kavallerie, schöne, vorzüglich berittne Regimenter, sei eingetroffen, bei Bovenden nördlich von der Stadt sei eine Batterie aufgefahren, es werde hier wohl zum Kampfe kommen. Deshalb war die Zahl der in

Göttingen einsteigenden Reisenden, die sich dieser Möglichkeit entziehen wollten, ziemlich groß, auch Schüler des Gymnasiums waren darunter. Weiterhin stiegen ein paar junge hannoversche Kadetten ein, die in ihre Garnison Goslar einberufen worden waren und im Gespräch lebhaft ihren Standpunkt verteidigten; was aus ihnen wohl geworden sein mag! Nach Göttingen und Langensalza sind sie zu ihrem Heile wahrscheinlich nicht gekommen. So konnte man das, was im Westen geschehen würde, schon einigermaßen voraussehen. Dagegen wußte ich von Sachsen noch immer nichts. Erst auf der weitem Fahrt ersah ich aus einem Blatte der Magdeburgischen Zeitung, daß mir ein Mitreisender überließ, die Preußen seien (am 15. Abends) in Sachsen eingerückt, die (damals hölzerne) Eisenbahnbrücke bei Riesa sei abgebrannt, auch die Oberlausitz sei schon teilweise besetzt. Damit war mir jede Möglichkeit abgeschnitten, über Leipzig weiterzukommen; es blieb mir nur übrig, von Magdeburg aus über Berlin nach Görlitz, also hinter der offenbar in breiter Front nach Süden vorgehenden preussischen Armee, zu fahren und von dort irgendwie nach Bittau zu gelangen.

So kam ich Abends sieben Uhr in Magdeburg an. Es war kalt, windig, bewölkt, und düster genug sah der breite belebte Elbstrom und die ganze Landschaft aus, wie ich sie vom Fürstenwalde aus übersah. In der Stadt fiel mir auf, daß alle Posten mit Landwehrleuten besetzt waren, meist ältern, härtigen Männern, die Garnison war offenbar längst ausgerückt. Am Markte, den das altertümlich steife Denkmal Kaiser Ottos des Großen ziert, war eine Proklamation des Magistrats angeschlagen, die Eltern und Lehrerren aufforderte, die jungen Leute am Abend zu Hause zu halten, um Aufläufe zu vermeiden, wie sie an den beiden vorhergehenden Abenden stattgefunden hätten. Auf dem Breiten Wege, der alten Hauptstraße der Stadt, las ich ein Extrablatt mit der Meldung, der König von Hannover sei über Bremerhaven nach England geflüchtet. So wenig Sicheres wußte man hier wieder von den Ereignissen in Hannover. Im Gasthose zum Erzherzog Stephan traf ich nur ein älteres vornehmes englisches Ehepaar mit einem deutschen Reisebegleiter; sie sprachen im gleichgiltigsten Tone von den Dingen, die jeden Deutschen aufs tiefste bewegten. Was mögen sie von einer Nation gedacht haben, die sich soeben anschickte, sich selbst zu zerfleischen!

Am nächsten Tage früh um fünf Uhr fuhr ich mit dem Schnellzuge nach Berlin ab. Einförmig dehnte sich die Flachlandschaft, bis die Havelseen Mannigfaltigkeit hineinbrachten. Dort lag Brandenburg in dichtem grünem Buschwerk, weiter kündigten die prächtige Kuppel der Nikolaikirche in Potsdam und die Weltkugel auf dem Neuen Palais, die golden in der Sonne glänzte, die Nähe der Hauptstadt an. Unterwegs war keine Spur von Krieg und Kriegsvorbereitungen zu sehen gewesen, außer daß der Zug auffallend schwach besetzt war; aber auf dem Potsdamer Bahnhofe sperrte die Polizei sofort die Ausgänge ab und forderte von jedem Ankömmling die Legitimation. In der Stadt, die ich ihrer ganzen Länge von West nach Ost durchfahren mußte, war

nichts Ungewöhnliches zu bemerken. Erst auf dem Niederschlesisch-Märkischen Bahnhofe, der damals allein die Verbindung mit Schlesien über Frankfurt an der Oder, Guben und Sorau vermittelte, zeigten sich Gruppen von Soldaten in feldmäßiger Ausrüstung, die offenbar zu ihren Regimentern gingen. Der Zug war dicht besetzt, das Gespräch lebhaft, natürlich über den Krieg. Anscheinend war die Stimmung durchgängig sehr ernst, aber zuversichtlich; nur schien der noch immer nicht gelöste „Konflikt“ lebhaftere Sympathien für den Krieg niederzuhalten. Zu sehen vom Kriege war auch hier zunächst noch nichts; erst bei Guben stand eine Schwadron Kürassiere in blitzenden Helmen abgefessen am Bahnhofe, dann gingen wir an einem langen Zuge vorüber, der ein Bataillon vom Kaiser-Franz-Grenadierregiment südwärts führte, schöne, große Leute, fast alle blond, grüne Zweige und Rosen auf den Mützen, die Musik spielte lustige Weisen. Dann jagten ein paar leere Züge nordwärts an uns vorbei. Der Aufmarsch war also noch nicht ganz vollendet. Zwischen drei und vier Uhr kamen wir in Kohlfurt an, wo die Bahn nach Görlitz abzweigt. Dort erfuhr ich, was ich längst ahnte: die Bahn nach Zittau war unterbrochen, preussische Truppen standen in Löbau und in Baugzen, wahrscheinlich auch in Zittau. Von den Österreichern wußte man gar nichts. So kam ich nach vier Uhr in Görlitz an, noch acht Stunden von meiner Vaterstadt entfernt.

Hier war nun wirklich der Krieg, das Getümmel des Hauptquartiers einer großen Armee. Auf dem Bahnhofe schon standen lange Züge mit Proviant aller Art, Heu und Stroh, in den Straßen drängten sich Soldaten aller Waffengattungen, Trainwagen, requirierte Gespanne, auf dem Exerzierplatze standen drei Batterien mit ihren Munitionswagen in langen Reihen aufgefahren, von Posten mit gezognem Pallasch bewacht. Auf der Straße nach Sachsen bewegten sich große Wagenzüge, von Soldaten eskortiert, einzelne Ordonnanzen, eine Abteilung ostpreussischer Armeegendarmen, stattliche Männer auf prächtigen Pferden. Alle Dörfer in der Umgegend waren mit Kavallerie belegt, aber schon waren auch mehrere große Fabrikgebäude an der Straße zu Lazaretten eingerichtet, denn die Zahl der Fußkranken war bei den vorangegangenen starken, zum Teil recht heißen Märschen schon ziemlich groß. Prinz Friedrich Karl, der Oberbefehlshaber der ersten Armee, hatte sein Hauptquartier in dem stattlichen Ständehause der preussischen Oberlausitz. Erst jetzt gewann ich aus den Erzählungen meiner Verwandten, zu denen ich mich mühsam durchschlug, eine Ahnung von der Ausdehnung der preussischen Aufstellung, denn ununterbrochen waren in den letzten Wochen die Regimenter nach Schlesien durchmarschiert, wo der Kronprinz die zweite Armee an der böhmisch-mährischen Grenze konzentrierte. Das kleine Haus auf der Prager Straße am rechten Ufer der Neiße hatte einen Sanitätsoffizier und zwei Artilleristen zur Einquartierung, umgängliche Leute, die sehr zuversichtlich den kommenden Dingen entgegensehen und übrigens erzählten, sie hätten den strengsten Befehl, sich gegen die Landesbewohner freundlich zu verhalten. Die Grenze

war auch von Görlitz her schon überschritten (seit dem 16. Juni); die Spitzen der Vorposten standen schon bei Hirschfelde, zwei Stunden nördlich von Zittau. Doch war dorthin zwar nicht die Eisenbahn (damals nur über Löbau), wohl aber die telegraphische Verbindung noch offen; kurz vor sechs Uhr gelang es mir daher, eine Depesche mit der Meldung meiner Ankunft an meinen Vater abzufertigen. Unmittelbar nach deren Eintreffen wurde der dortige Telegraph zerstört.

Für die Fahrt nach Zittau hatte ich mir nicht ohne Mühe einen Wagen verschafft, und am Dienstag früh sechs Uhr fuhr ich ab, abermals ins Ungewisse hinein, denn wie es in Zittau stand, wußte ich nicht. Nur langsam mit vielen Stockungen gelangte ich über die Reißbrücke und durch die Gassen der Stadt an endlosen Wagenzügen vorbei und durch das Gedränge von Roß und Mann am Bahnübergange auf die offene Landstraße. Die helle Sonne eines frischen Sommermorgens beleuchtete die hüglige Landschaft und ihre wohlhabigen, langgestreckten Dörfer; von links schaute bald der waldbedeckte Kamm des Sfergebirges herüber, von rechts näher der Regel der Landeskrone, auf dessen abgeplattetem Gipfel Kanale und Geschütze standen. Denn von dieser Hochwarte der Oberlausitz übersieht man die ganze Gegend bis an das Grenzgebirge hin, an dessen nördlichem Fuße Zittau liegt. Fortwährend jagten einzelne Reiter, meist Magdeburger Husaren, an mir vorbei, Ordonnanzen von und nach der Vorpostenlinie. Sonst rührte sich nichts auf der Straße, und ohne Hindernis kam ich bis an die Grenze bei Kadmeritz, wo ein kurzer Halt gemacht wurde. In der Bollschenke, die voll von Soldaten und Feldgendarmen saß, erregte die Ankunft eines einzelnen Reisenden, der nach Zittau wollte, natürlich allgemeine Neugierde. Die Wirtstochter bemerkte wohlwollend, dorthin würde ich wohl nicht durchkommen, die militärischen Gäste waren derselben Meinung und erzählten, Zittau sei seit gestern Abend von einer preussischen Abteilung besetzt. Auf ihren Rat begab ich mich nach dem nahen adlichen Jungfrauenstift Soachimsstein, um mir von dem dort im Quartier liegenden höhern Offizier, einem Major von der Infanterie, einen Passierschein zu erbitten. Er saß mit seinen Offizieren behaglich im wohlgepflegten Garten des Stifts und empfing mich freundlich, verweigerte aber den Passierschein, weil ich weder ihm noch einem seiner Offiziere bekannt sei. Als ich mit diesem ungünstigen Bescheide nach der Bollschenke zurückkam, wurde mein alter Kutscher bedenklich wegen der Weiterfahrt, da er Pferd und Geschirr riskiere, und ließ sich mit Mühe so weit bringen, daß er mich bis zur Vorpostenkette fahren wollte. Inzwischen riet mir ein Soldat, der als Ordonnanz nach Leuba ging, und den ich mit aufsitzen ließ, ich möge doch mein Heil bei dem dort liegenden Obersten der Magdeburger Husaren, von Besser, versuchen. Schlug auch das fehl, so war ich entschlossen, den Wagen mit meinem Gepäck nach Görlitz zurückzuschicken und mich zu Fuße durch die mir teilweise wohlbekannte Gegend auf Nebenwegen weiter durchzuschlagen. Leuba war stark besetzt, ein Teil der Truppen bivaktierte, eine

Batterie war auf der Wiese bei der Kirche aufgefahen, hier und da halfen Soldaten ihren Quartierwirten bei der Heuernte, wie im Manöver. Dort begegnete mir der Oberst mit seinem Adjutanten, behaglich die Dorfstraße einhergehend. Als ich meine Bitte vortrug, schien er zunächst zweifelhaft; da sah er meinen Kutscher an und bemerkte, den kenne er ja von Görlitz her, ob er mich kenne. Bereitwillig bejahte das der Brave und erlangte somit einen Passierschein nach Bittau und zurück für sich und sein Geschirr, einen formlosen Zettel, den ich aus meinem Taschenbuch riß, und auf den der Oberst ein paar Bleistiftzeilen schrieb. Stolz auf diesen Erfolg seiner jungen Bekanntschaft mit einem so vornehmen Herrn fuhr mein Kosselentler weiter nach Ostitz. Das kleine Städtchen lag voll von Militär, das zum Teil seitwärts von der Straße bivakirte, und hier begann die Vorpostenstellung; Feldwache hinter Feldwache stand an der Straße, doch der Passierschein tat seine Wirkung, und wir kamen nach kurzem Aufenthalt an der anmutig gelegenen Bergschänke oberhalb des Zisterziensernonnenklosters Marienthal, das tief unten im engen Waldtale der Neiße liegt, ungefährdet bis Hirschfelde in der Niederung der Neiße, vor uns schon die blaue Bergfette meiner Heimat. Am Eingange des Fleckens stand ein Doppelposten von den Magdeburgischen Husaren; die Reiter waren abgestiegen und unterhielten sich harmlos mit einer Gruppe neugieriger Ortseinwohner. Weiterhin war die Straße, die am westlichen Talrande mit dem Blicke auf die Flußniederung und das Waldgebirge dahinter hinführt, wie ausgestorben. Endlich, endlich hinter der „Goldnen Krone“ stiegen in der Ferne die Türme meiner Vaterstadt auf. Doch sich scharf vom Himmel abhebend hielten dort, wo sich die Straße zum letztenmale senkt, auf den hohen Böschungen rechts und links zwei grüne Husaren, den Karabiner auf den Schenkel gestemmt. Wie sie den einsamen Wagen fecklich heranrollen sahen, kam der eine herabgeritten und hielt den Wagen an. Der Passagierschein seines Obersten befriedigte auch ihn, er ließ uns durch, und es ging rasch der Görlitzer Vorstadt zu. Aber dort, wo der Viadukt der Reichenberger Eisenbahn die Straße überschreitet, lag eine starke Feldwache, und an der Promenade, die mit schönen Anlagen die innere Stadt umgibt, bei der Kreuzkirche, hielt eine Schwadron grüner Husaren; die Reiter lagen auf Stroh, die gefattelten Pferde waren an die Alleebäume gebunden und fraßen hier und da die Rinde ab; man sieht die schwarzen Flecken an den nun alt gewordenen Stämmen noch heute. Die Stadt war also besetzt, aber offenbar nur vorübergehend, denn alles war wie zum Abmarsch gerüstet. Es war zwei Uhr geworden, als ich beim Hause meiner Eltern, dem alten Gymnasium inmitten der innern Stadt, vorfuhr, seit Stunden vergeblich erwartet. Was lag alles zwischen diesem Moment und meiner Abreise im April!

Seit Wochen war Bittau in der peinlichen Lage, sich zwischen zwei feindlichen Armeen zu befinden und von der eignen Regierung ohne Schutz gelassen zu sein. Das wenige, was diese tun konnte, hatte sie jedoch getan, die Massen

waren in Sicherheit gebracht, den Beamten fürsorglich der Gehalt auf ein Vierteljahr im voraus ausbezahlt worden. Die Bautzner Garnison, die einzige in der sächsischen Oberlausitz, war längst nach Dresden gezogen worden, und nur in Löbau stand ein kleines Detachement, das eben nur die Aufgabe haben konnte, beim Kriegsausbruch die dortigen Bahnhofsanlagen zu zerstören. Dagegen wußte man, daß sich um Görlitz eine starke preußische Armee konzentrierte, und seit Ende Mai lag in Reichenberg und den böhmischen Nachbarorten das ungarische Kadetkyhusarenregiment, seit Anfang Juni auch Pioniere und eine Batterie, die Vorposten bis an die Grenze vorgeschoben. Man glaubte, dahinter an der Pser sammelte sich eine Armee von 80000 Mann, tatsächlich stand dort nur das eine Armeekorps Clam-Gallas; aber man konnte sich nicht denken, daß das mächtige Österreich und der im höchsten Grade populäre Feldherr Benedek, von dessen „großem Plane“ man sich geheimnisvoll allerlei ins Ohr raunte, ohne natürlich seinen wirklichen Kriegsplan zu kennen, Sachsen einfach im Stiche lassen werde. Deshalb war die Aufregung auch hier groß, als am 14. Juni Abends das Telegramm über die Bundesabstimmung in Frankfurt einlief. „Eine neue Periode der deutschen Geschichte, eine Zeit schwerer Leiden und Prüfungen dürfte damit begonnen haben“, schrieb damals mein Vater in sein Tagebuch. Denn daß damit der Krieg entschieden sei, und Sachsen sein erster Schauplatz sein werde, daran zweifelte kein denkender Mensch. Ganz auf sich selbst gestellt, traf der Rat der Stadt alsbald Vorkehrungen für die zu erwartende Einquartierung und die Behauptung der Ordnung, und wenn etwas den Wert städtischer Selbstverwaltung zeigen kann, so wurde dieser Beweis damals in diesen schweren Wochen von den tatkräftigen, umsichtigen und besonnenen Männern erbracht, die erst zwischen feindlichen Heeren, dann während gewaltiger Durchmärsche und während einer langen Okkupation inmitten einer ungeheuern Erregung und erschütternder Ereignisse alle Forderungen und Leistungen nach Möglichkeit erfüllten und die Ordnung aufrecht erhielten, und das nach einer fünfzigjährigen Friedenszeit unter einer des Krieges gänzlich unkundigen und entwöhnten, gewissermaßen verweichlichten Bevölkerung, die von keinem energischen Staatsgefühl, von keinem patriotischen Aufschwunge über die unvermeidlichen Lasten und Leiden des Krieges hinweggetragen wurde und den Krieg auch in der Erinnerung nur in der Form der „Drangsale“ kannte, aber niemals in ihrer ganzen Geschichte große Siege erlebt und mit erfochten hatte.

So kam der 15. Juni. Der Eisenbahnverkehr wurde eingestellt, draußen auf der Linie nach Reichenberg jagten den ganzen Tag die Lokomotiven und Wagen der sächsischen Bahnen vorüber, die nach Böhmen flüchteten, man erfuhr von der Zerstörung des Bahnhofs Löbau, von dem preußischen Ultimatum in Dresden, an dessen Ablehnung kein Zweifel war. Diese Nachrichten sprengten am Nachmittag auch den kleinen Kreis auseinander, der die Silberne Hochzeit meiner Eltern beging, und worin ich vergeblich erwartet

wurde, und zu der allgemeinen Sorge kam die besondre um meine hochbetagte Großmutter, die in Bernstadt nicht weit von Herrnhut, vier Stunden von Zittau und nahe bei der preußischen Grenze ein kleines Haus besaß und mit ihrer ältesten Tochter von dort zum Feste gekommen war. Wahrscheinlich war die kleine Stadt schon besetzt. Sie machte sich deshalb schon am 16. auf, um heimzukehren.

Die Fahrt verlief ganz friedlich; erst bei den Fichtelhäusern, einer Häusergruppe eine halbe Stunde vor Bernstadt, zeigte sich preußisches Militär, das die Reisenden anhielt und ausfragte, auch nach der Stimmung, sie aber durchließ; im Hause war schon Einquartierung. Die Preußen schienen anzunehmen, daß Zittau von den Österreichern besetzt sei, und daß ein Zusammenstoß bevorstehe, und dort erwartete man jede Stunde ihren Einmarsch. In der That ritten zweimal an diesem Tage, früh und Nachmittags, Offizierspatrouillen der Kadetkhusaren, die Straße von Gabel hereinkommend, in Zittau ein und zogen ihrerseits Erkundigungen nach den Preußen ein, von denen man auch nicht viel wußte, außer daß Böhmen in ihren Händen, und daß die sächsischen Truppen im Rückzuge über das Erzgebirge nach Böhmen seien. Aber am nächsten Tage, am 17., Sonntags, jagte früh um vier Uhr der erste preußische Husar durch die Stadt, kurz nach acht Uhr hielt eine Offizierspatrouille vor dem Rathause, die ein Graf Hohenthal führte; er ließ, ohne abzustiegen, den Bürgermeister Haberkorn herunterkommen und fragte ihn aus. Später ritt ein Rekognoszierungstrupp auf der Grottauer Straße hinaus nach dem österreichischen Grenzposten; der dort postierte ungarische Husar schoß seinen Karabiner in die Luft ab — der erste Schuß, der hier fiel — und rief dadurch seine Kameraden herbei, vor denen die Preußen wieder davon ritten; sie hatten genug gesehen. Am Abend wurde die Proklamation König Johanns „An meine Sachsen“ bekannt. Sie wurde mit sehr gemischten Empfindungen aufgenommen. Denn danach war Sachsen wenigstens vor der Hand aufgegeben, ohne wirksame Hilfe von Österreich. Auch in sehr konservativen und gut sächsischen Kreisen urteilte man jetzt sehr abfällig über Preußens impotente Großmachtspolitik, die Sachsen ins Unglück gebracht habe. Und doch hatte man sie lange Zeit gebilligt und bewundert und den großen Minister gepriesen, der das kleine Sachsen zu so hohem Ansehen erhob.

Am 18. erschien schon früh vier Uhr ein Trupp thüringischer Mannen und zerstörte den Bahnhofstelegraphen, dann ritten sie durch die Stadt, „in der grauen Morgendämmerung eine fast gespensterhafte Erscheinung“. Am Nachmittage aber kam die erste große Requisition an den ganzen Bezirk für die achte Division Horn, die um Böhmen stand, und um sie beizutreiben, rückte ein halbes Bataillon vom 71. Infanterieregiment ein, das sofort Vorposten nach der Grenze zu aussetzte und jeden Verkehr nach dieser Seite hin aufhob. Der Führer brachte auch die Proklamation König Wilhelms „An das deutsche

Volk" mit und ließ sie sofort anschlagen. Ehrlich und schlicht setzte sie die Ursachen und das nationale Ziel dieses Krieges auseinander und versicherte zum Schlusse, seine Truppen kämen nicht als „Feinde der Bevölkerung“. Sie tat in diesem Augenblick gar keine Wirkung. Während nun die Truppen auf dem Markte bivaktierten, und der Bürgermeister die ganze Nacht durch auf dem Rathause festgehalten wurde, gingen Eilboten nach den umliegenden Dörfern ab, um ihren Anteil an den Lieferungen und den Wagen beizutreiben, zugleich wurden die Staatsklassen weggenommen, soweit sie nicht schon in Sicherheit gebracht worden waren. Es war für die ganze Stadt eine höchst unruhige Nacht. Die Fenster der Häuser mußten erleuchtet sein, noch in der ersten Stunde ritt ein starkes Husarenkommando ein, auf dem Markte und in den angrenzenden Straßen wurden die eintreffenden Lieferungen abgenommen, die Wagen aufgefahren. Erst um sieben Uhr des nächsten Morgens ging eine lange Kolonne von 65 Wagen nach Löbau ab, beladen mit Stroh, Heu, Hafer, trockenem Gemüse, Kaffee, Tabak, Salz, Mehl, Brot, Branntwein, Bier und Wein. Kaum war diese Lieferung fort, da brachten die in der Nacht eingerückten Husaren, dieselben, die ich am Nachmittage an der Kreuzkirche sah, eine zweite schwere Requisition von Leder, Flanell, Tuch und Leinwand für die siebente Division Franzosen, die von Görlitz im Anmarsch war, und durch deren Vorposten ich in denselben Stunden fuhr, dieselbe, die vierzehn Tage später im Swiepwalde bei Königgrätz so heldenmütig gegen zwei österreichische Armeekorps standhielt. Am Morgen des 19. Juni rückten noch zwei Kompagnien vom zweiten Magdeburgischen Infanterieregiment Nr. 27 ein und lagerten auf dem Markte; am Nachmittage wurde auch der Bahnhof von preussischen Eisenbahn- und Telegraphenbeamten in Besitz genommen und durch Anschlag, unterzeichnet: „Der General der Kavallerie, Friedrich Carl, Prinz von Preußen“ der Kriegszustand proklamiert. Daß diese Plakate abgerissen wurden, war eine bare Dummheit; als ob das etwas an der Lage hätte ändern können!

Aber so war die Stimmung in der Masse, auch bei den Gebildeten mit wenigen Ausnahmen: keineswegs österreichisch, aber sächsisch, schlecht hin nur sächsisch, ohne Ahnung davon, daß dieser Kampf um die Zukunft Deutschlands geführt werde, daß es noch etwas Höheres gebe als die Erhaltung unbeschränkter kleinstaatlicher Souveränität, gegenüber Preußen aber blinde Abneigung, wurzelnd in verjährtem Groll, wieder belebt durch die Vorgänge der letzten Jahre und beflissen genährt durch die Preussische Presse, und auf der andern Seite blinde sinnlose Angst. Manche Hausfrau auch gebildeten Standes versteckte ihr Silber und ihr bestes Leinenzeug, als ob sie plündernde Kosaken oder Baschkiren zu erwarten hätte, nicht die erste Armee des gesitteten Europas, und indem man „requirieren“ mit „rekrutieren“ verwechselte, und dazu eine dunkle Erinnerung an die gewaltsamen Rekrutierungen Friedrichs des Großen in der geängsteten, mißtrauischen Volksseele

auffstieg, flüchteten aus den benachbarten Dörfern Hunderte von kräftigen Männern und Jünglingen, die nach der preußischen Heerverfassung alle hätten unter Waffen sein müssen und nicht hätten zuhause hocken dürfen — wie wenig war doch damals die Wehrkraft des kleinstaatlichen Deutschlands entwickelt! — Hals über Kopf, oft dürftig bekleidet, in die Berge und Wälder und über die Grenze, auch manche ältere Gymnasiasten darunter, die es besser hätten wissen müssen; der eine wurde vom Strudel der Ereignisse bis nach Prag gewirbelt und zog schließlich dort am 8. Juli mit den Preußen ein. Dabei traten die Preußen durchgängig artig und bescheiden auf, auch ihre Forderungen gingen nicht über das hinaus, was jede Armee im Feindeslande zu fordern pflegt, und sie waren eben doch im Feindesland. Sie waren nur erbittert über den Minister Beust und die sächsischen Stände, und man hörte sie sagen: „Wir führen nicht Krieg mit euch Sachsen, sondern mit Beust.“ Warum und wofür waren wir die Gegner dieser stämmigen, blonden Männer geworden, unsrer nächsten Landsleute, die uns doch wahrhaftig unendlich näher standen als die ungarischen Husaren, die man mit Hurra begrüßte? Es war jammervoll.

Als das Requisitionskommando gegen acht Uhr Abends mit sechzehn Wagen auf Görlitz abzog und einige einzelne, weiter draußen stehende Posten durch die Stadt zurückkehrten, um sich anzuschließen, wurden sie auf dem Markte von einer aufgeregten, über die Requisitionen erbitterten Menge umringt und beschimpft und auch „notorische Preußenfreunde“ aus der Stadt selbst hier und da tätlich mißhandelt. Denn man hoffte immer noch auf den Anmarsch der Österreicher, man glaubte irgendwo Kanonendonner gehört zu haben, und der etwas trübe Abend schien einen Einbruch durch die Gebirgspässe zu begünstigen. Aber es blieb alles totenstill. Doch am nächsten Morgen, Mittwoch, nach acht Uhr sah ich von den Fenstern unsrer Wohnung aus zwei ungarische Husaren vom Markte her nach der Webergasse sprennen, von einer schreienden und jubelnden Menge umringt und begleitet; am späten Nachmittage kamen zwei andre auf der Eisenbahnstrecke von Grottau her bis zum Bahnhofe, rissen dort die preußische Proklamation herunter, zeigten dem staunenden Publikum ihre Reiterkunststücke, die offenbar die Bürgerschaft des Sieges in sich trugen, und ritten nach zweistündigem Aufenthalt unter dem Jubel der Zuschauer zurück. Die Stimmung wurde durch den Stillstand der Fabriken, der eine Menge von Arbeitern brotlos machte, noch mehr erregt. Müßiges Volk sammelte sich auf dem Markte, und da die paar städtischen Polizisten, vor denen ohnehin niemand Respekt hatte, gegen etwaige Ruhestörungen nicht entfernt ausreichten, so berief der Stadtrat die Kommunalgarde zum Dienst und ließ die Hauptwache auf der Neustadt von einer halben Kompagnie beziehen. Inzwischen tauchten die abenteuerlichsten Gerüchte ohne einen Schatten von Grundlage auf. Alles, was man wünschte und hoffte, gestaltete sich in der erregten Volkspheantasie zu Tatsachen: Löbau stand in

Flammen, in Schlesien war es zu einer großen Schlacht gekommen, wobei Benedek durch den Arm geschossen worden, das Requisitionskommando vom 18. war bei Hirschfelde von den Österreichern überfallen und zusammengehauen worden, und dergleichen mehr. Denn in diesen Tagen waren wir auf das angewiesen, was Reisende, Bauern, Botenweiber u. a. m. berichteten.

Bisher war Bittau noch von keiner Seite her besetzt worden, von beiden Seiten waren nur Rekognoszierungspatrouillen und von preussischer Seite auch Requisitionskommandos dahin vorgeschoben worden; noch lag es zwischen den beiden Heeren. Der nächste Tag schon machte diesem Hangen und Bangen ein Ende; was im blinden Glauben an die österreichische Heeresmacht niemand erwartet hatte, geschah: der preussische Vormarsch nach Böhmen begann.



Hartmann über das Leben

1



duard von Hartmann hat mit seinem letzten großen Werke: Das Problem des Lebens, biologische Studien (Hermann Haacke, Bad Sachsa im Harz, 1906) der Wissenschaft und dem Leben einen großen Dienst geleistet. Das Buch orientiert vollständig über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Biologie, zeigt, was wir wirklich von den Lebensvorgängen wissen, was wir in Zukunft noch zu erfahren hoffen dürfen, und was wir niemals erfahren werden, und bietet eine befriedigende Hypothese dar zur Verknüpfung der erforschbaren Erscheinungen mit ihrem unerkennbaren Grunde. Hartmann steht auch in diesem Werke auf der Höhe universeller naturwissenschaftlicher Sachkenntnis und offenbart einen solchen Scharfsinn, eine solche Klarheit des Blicks, verbindet in so hohem Grade die erstaunlichste Abstraktionskraft mit dem gesunden Menschenverstande und Wirklichkeitsfinne, daß man sich versucht fühlt, das Magenübel zu verwünschen, das dieses außerordentliche Gehirn vorzeitig außer Tätigkeit gesetzt hat. Wir versuchen zunächst den ersten, historischen Teil zu skizzieren und verfahren dabei der Hauptsache nach chronologisch, während der Verfasser den Stoff in die drei Abschnitte teilt: die Abstammungslehre seit Darwin, Mechanismus und Vitalismus in der modernen Biologie, die qualitative Energetik in der modernen Biologie. Selbstverständlich können wir von den zahlreichen Naturforschern, die Hartmann sprechen läßt, nur die wichtigsten anführen. Um Raum zu sparen und Umständlichkeit zu meiden, ziehen wir in den Zitaten zusammen, ohne das bemerkbar zu machen, und unterscheiden nicht, was Hartmann aus andern Autoren mit deren Worten anführt von dem, was er mit seinen eignen Worten berichtet.